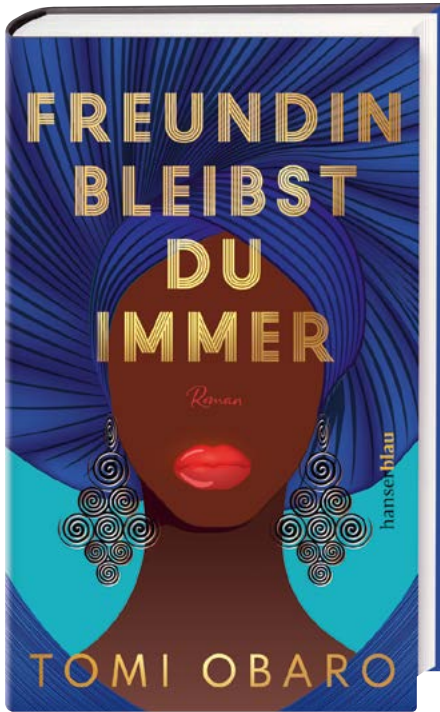


Leseprobe aus:
Tomi Obaro
Freundin bleibst du immer



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf
www.hanser-literaturverlage.de

© 2022 hanserblau in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

hanserblau

TOMI OBARO
FREUNDIN BLEIBST DU IMMER

TOMI OBARO

FREUNDIN
BLEIBST
DU
IMMER

Roman

Aus dem Englischen von
Stefanie Ochel

hanserblau

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2022 unter dem Titel
Dele Weds Destiny: A Novel bei Knopf in New York.

Die Arbeit der Übersetzerin am vorliegenden Buch wurde mit einem
Stipendium der VG Wort gefördert.



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien

VG WORT

NEU
START
KULTUR

Die Übersetzerin dankt Joy Imọle Apata für die Unterstützung
bei den nigerianischen Begrifflichkeiten.

1. Auflage 2022

ISBN 978-3-446-27390-0

Copyright © 2022 by Oluwatomilola Obaro

All rights reserved including the rights of reproduction
in whole or in part in any form.

Alle Rechte der deutschsprachigen Ausgabe:

© 2022 hanserblau

in der Carl Hanser Verlag GmbH & Co. KG, München

Sensitives Lektorat: Joy Imọle Apata

Umschlag: SO YEAH Design, Gabi Braun,

nach einem Entwurf von Linda Huang

Motive: © robin.ph / Gile68 / Shutterstock.com

Satz im Verlag

Druck und Bindung: CPI books, Leck

Printed in Germany

PROLOG

/// Auf dem Foto essen sie etwas, das sich außerhalb des Bildausschnitts befindet, vielleicht einen Yamskloß oder Eba. Sie haben nicht mal die Talare ausgezogen, so ausgehungert und schlapp von der Hitze sind sie, ihre Hintern wund vom stundenlangen Sitzen auf Plastikstühlen, ihre Füße geschwollen von den Stöckelschuhen, in die sie sich für die Abschlussfeier gezwängt haben. Funmi sitzt links. Eine gelbe Blume prangt an ihrer Absolventenkappe, und ihre locker schwingenden Wellen, die sie – anders als viele vermuten – nicht ihrer libanesischen Mutter, sondern Mama Fatimas Heizwicklern verdankt, umrahmen ihr Gesicht perfekt. Enitan sitzt in der Mitte, hält sich die Hand vor den lachenden Mund. Auch sie hat sich die Haare glätten lassen, nur mit weniger fulminantem Ergebnis. Immerhin wirkt ihr jetzt kinnlanges, stumpfes Haar durch die Kappe ein bisschen voluminöser. Den Glanz auf ihrer Stirn und die leichte Akne auf den Wangen hat sie mit Puder abgedeckt. Rechts von Enitan sitzt Zainab. Ihre Haare sind unter einem eng anliegenden schwarzen Kopftuch verborgen, dessen Enden sie im Nacken zu einem tiefen Knoten gebunden hat, so dass es aussieht wie ein aufwendig frasierter Chignon.

Zainab und Funmi waren die Schönheiten des Trios – »Cola und Fanta« scherzten manche im Vorbeigehen, wenn sie den dreien auf dem Campus begegneten. Dass Enitan nie einen

Spitznamen bekam, gehörte zu den Kränkungen, mit denen sie leben musste. »Du ziehst das Schöne an«, hatte ihr mal ein Junge gesagt und es wörtlich gemeint: Nicht sie selbst war schön, dafür ihre beiden besten Freundinnen.

Enitan wollte den Anlass feierlich begehen; sie war die Romantikerin der Gruppe, hemmungslos sentimental und nah am Wasser gebaut. Aus den Stromausfall-Vorräten hatte sie eine Kerze mitgebracht und sie in Ermangelung eines Kuchens in den Kloß aus festem Brei gesteckt. Funmi hatte erst die Augen verdreht und es albern genannt, aber als Zainab die Kerze anzündete, prusteten alle drei los; sie lachten und lachten, bis ihnen die Bäuche wehtaten.

Das Foto zeigt den Moment danach: Zainab hat die Kerze herausgezogen, und nun essen sie gierig mit den Händen, schlecken sich die Ogbono-Suppe von den Fingern.

Alle drei sind mit Schicksalsschlägen vertraut, aber an diesem Tag sind sie ausgelassen und vorfreudig, ganz im Taumel der Möglichkeiten; sie sind neunzehn, einundzwanzig und zweiundzwanzig, und die Zukunft liegt vor ihnen, weit und verheißungsvoll. Sie schätzen sich glücklich – sie sind es.

Eine von ihnen heiratet die Liebe ihres Lebens und bekommt vier Söhne, vier groß gewachsene, dunkle Söhne mit markanten Wangenknochen und perlweißen Zähnen. Sie wird umgeben sein von stetiger, zärtlicher Zuneigung, die so ganz anders ist als in den Romanen, die sie als Teenager verschlungen hat, ein Glück ganz ohne dramatische Liebesschwüre und quälendes Hin und Her. Doch dann passiert die Tragödie, eine der banalen, schonungslos unromantischen Art. Drei Schlaganfälle, und plötzlich hat sie einen schwer behinderten Mann und die Aussicht auf ein Leben ohne ihn. Kaum vorstellbar, wer sie dann sein wird. Sie kennt sich nur als Ehefrau und Mutter.

Und nur ein knappes Jahr nachdem das Foto entstanden ist, verlässt diejenige, die einst diese drei zusammengebracht hat, Hals über Kopf das Land, um den erstbesten Mann zu heiraten, der sie eines Blickes würdigt. Dass jemand sie mit flammender Bewunderung ansieht und gebannt an ihren Lippen hängt, ist für sie ein neuartiges Gefühl. Sie ist wie berauscht von so viel Aufmerksamkeit. Lange wird sie glauben, dass ihr das genügt. Sie täuscht sich.

Und eine von ihnen wird reich werden, genauer Apartment-in-London-reich, Shoppen-bei-Harrods-reich, Haus-in-Lekki-plus-Landsitz-reich, SUV-mit-getönten-Scheiben-reich, begehrter-Kleiderschrank-randvoll-mit-ungetragenen-Markensachen-reich, Fahrer-und-Diener-und-was-ihr-Mannmacht-ist-unklar-aber-definitiv-korrupt-wobei-sie-lieber-nicht-drüber-nachdenkt-reich.

Die drei Frauen sind praktisch Schwestern, auch wenn Funmi sich über eine so kitschige Umschreibung aufregen würde. Ihre Verbindung ist automatisch und unverrückbar, wie eine alte Gewohnheit. Und obwohl die unerwartete Trennung so kurz nach dem Studium ihre Freundschaft auf die Probe stellt, bleiben sie einander treu. Bald werden sie wieder vereint sein – zum ersten Mal, seitdem jeder der drei ein Abzug dieses Fotos ausgehändigt wurde, nur wenige Tage nach der Abschlussfeier an der Universität in Zaria, Kaduna.



LAGOS

DEZEMBER 2015

1

ENITAN

Die haben unsere Koffer verschlampt«, sagte Enitan zu Remi. Beide sahen zu, wie das letzte verbliebene Teil auf dem Gepäckband – eine ramponierte, notdürftig verklebte *Ghana must go-Tasche* – eine weitere einsame Runde drehte. »Tja ...«, sagte Remi, sah ihre Mutter an, und die beiden brachen in Lachen aus, ein überdrehtes, übermüdetes Lachen. Die Reise von New York nach Lagos war chaotisch verlaufen. Remi hatte eigentlich bei ihrer Mutter im Jamaica-Viertel von Queens übernachten sollen, wo Enitan seit ihrem Auszug aus der kleinen Familienwohnung in Park Slope wohnte. Aber Remi hatte es vorgezogen, erst am Morgen mit dem Zug nach Queens zu fahren, weshalb sie viel Zeit verloren hatten.

Am Ende bekamen sie zwar ein Taxi, standen aber am Flughafen JFK über eine Stunde an der Security, weil offenbar ganz New York vierzehn Tage vor Weihnachten dringend in die Sonne musste. In Heathrow angekommen warteten sie wieder drei Stunden, weil der Flug nach Lagos Verspätung hatte. Jetzt endlich waren sie da, müde, hungrig und anscheinend kofferlos.

Wenigstens konnten sie zusammen lachen. Dass Remi überhaupt mitkommen wollte, war eine Überraschung. Seit feststand, dass Enitan und Charles sich trennen würden, hat-

te sich ihre neunzehnjährige Tochter in einen verstörten Teenager zurückverwandelt. Mit dicken Tränen hatte sie auf die Nachricht reagiert. Charles und Enitan hätten nicht gedacht, dass sie es so schwer nehmen würde, schließlich hatte sich die Trennung schon eine Weile abgezeichnet. Nachdem Remi zum Studium ausgezogen war, wurde Enitan klar, dass der Mann, für den sie Nigeria einst plötzlich und überstürzt verlassen hatte und mit dem sie (schon wegen der gemeinsamen Tochter) durchaus noch eine familiäre Liebe verband, nicht mehr der Mensch war, an dessen Seite sie den Rest ihres Lebens verbringen wollte – jedenfalls nicht in einer Ehe. Für sie grenzte es an ein Wunder, dass sie überhaupt all die Jahre zusammengeblieben waren. Manchmal fragte sich Enitan, ob die Beziehung so lange gehalten hätte, wäre sie nicht in den ersten Jahren in den USA komplett von ihm abhängig gewesen, und hätten sie sich einander nicht so verpflichtet gefühlt: Er, weil er sie aus ihrem vertrauten Leben herausgerissen hatte, und sie, weil sie es zwar ohne Klage, doch auch ohne echte Vorfreude mitgemacht hatte.

Aber in den Augen von Remi, die Enitan für ihre neunzehn Jahre manchmal kindlich und naiv vorkam, war die Sache klar: Ihre Mutter hatte Verrat begangen. Sie hatte die Familie zerstört. Ihre schöne, heile Familie, die den Nachbarn immer ein Lächeln ins Gesicht gezaubert hatte, denn offenbar glaubten sie, Enitans Anwesenheit allein könnte über die zunehmend aggressive weiße Dominanz in ihrem Viertel hinwegtäuschen.

An diesem Morgen, als Enitan in der Fahrten-App immer wieder auf »Refresh« geklickt hatte, als könnte sie so ein Taxi herbeihexen, hatte Remi theatralisch die Augen verdreht und geseufzt, vielleicht sollten sie doch besser den Bus nehmen,

dann könnte Enitan Geld für die Scheidung sparen. Hör auf damit, hatte Enitan gesagt, und als Remi erneut mit den Augen rollte, verpasste sie ihr im Reflex eine Ohrfeige. Im nächsten Moment starrten sie einander erschrocken an, und Remi kullerten Tränen übers Gesicht. Enitan entschuldigte sich, dann kam das Taxi.

Dass sie nun zusammen lachen konnten, tat also besonders gut, und es bedeutete, dass Remi ihr verziehen hatte – zumindest vorläufig. Nachtragend war ihre Tochter zwar noch nie gewesen, trotzdem fiel Enitan ein Stein vom Herzen. Sie war Remi dankbar, weil die einen Skiurlaub mit ihrem Freund und dessen Familie hatte sausen lassen, um in diesen Winterferien die Hochzeit einer jungen Frau zu besuchen, die sie erst zweimal im Leben gesehen hatte. Beim ersten Mal war Remi noch ein Baby gewesen und Destiny eine wohlzogene Fünfjährige, die im Washington Square Park gewissenhaft den Griff von Remis Kinderwagen umklammerte; das zweite Mal begegneten sie sich als grummelige Teenies. Es war Funmi und Destinys zweiter Besuch in New York, und sie hatten alle zusammen im Waldorf Astoria gefrühstückt. Charles hatte darauf bestanden, die ganze Rechnung zu bezahlen, und Enitan schämte sich so sehr, dass sie in der U-Bahn nach Hause kein Wort mit ihm sprach.

Enitan hoffte, dass Remi die Reise genießen würde. Charles wollte die Weihnachtstage mit seinen Schwestern und deren Kindern in der riesigen Villa in Newport verbringen – dem letzten Rest des Familienvermögens –, also brauchte Remi wenigstens kein schlechtes Gewissen zu haben. Bevor Enitans Reisepläne feststanden, hatte Charles, ganz der Gentleman, sie sogar eingeladen, Weihnachten gemeinsam in Newport zu feiern. Sie verstanden sich zwar

noch gut, aber die Aussicht, in dem zugigen und wahrscheinlich von Sklaven erbauten Haus wohnen und dabei die verstoßenen, vielsagenden Blicke seiner Schwestern ertragen zu müssen, die Enitan noch nie gemocht hatten, dazu noch deren verzogene Sprösslinge – laut und selbstsicher auf diese unnachahmlich weiße amerikanische Art –, all das ließ Enitan die Einladung ausschlagen. Lieber wäre sie allein in ihrer Wohnung geblieben. Als sie dort nach dem Umzug ihre erste Nacht seit zwei Jahrzehnten allein verbrachte, verkroch sie sich in dem kleinen Schlafzimmer in ihr Bett und weinte, so heftig wie schon lange nicht mehr, nicht seit der Beerdigung ihrer Mutter vor fünf Jahren. Das war ihr letzter Besuch in Nigeria gewesen.

»Also, was machen wir jetzt?«, fragte Remi. Enitan strich ihr eine Haarsträhne aus dem Gesicht. Remi zuckte zusammen, und eine Schrecksekunde lang starrten sie sich an, die Erinnerung an die Ohrfeige noch frisch.

Remi wich einen Schritt zurück und sagte dann: »Ich hab Durst.«

»Hier kann man bestimmt was kaufen, ich muss sowieso die Scheine anbrechen«, sagte Enitan. »Aber erst kümmern wir uns um die Koffer.« Es war heiß und drückend; die Deckenventilatoren schienen nicht viel auszurichten, und die grellen Neonlampen heizten die Halle zusätzlich auf. Mitpassagiere aus dem Ausland legten in der Schwüle eine Schicht Kleidung nach der anderen ab, während drahtige Gepäckwagen vollbeladene Trolleys durch die Gegend manövrieren. Müde Kleinkinder knatschten auf den Armen ihrer Mütter, und hinter der Absperrung warteten Taxifahrer mit Abholschildern auf die nach und nach eintrudelnden Oyinbo-Geschäftsmänner, die Cargo-Shorts und Stiefel trugen, als

wollten sie auf Safari. »Falsche Seite des Kontinents«, hätte Enitan ihnen gerne zugehaut.

Sie warf einen Blick auf ihre Armbanduhr – die noch auf New-York-Zeit gestellt war. 15:04 Uhr bedeutete 20:04 Uhr in Lagos. Funmi hatte gesagt, ihr Fahrer Sunday würde sie abholen kommen. »Lass uns die Koffer als vermisst melden und dann mit Sunday zum Haus fahren«, schlug Enitan vor. In der Menge hielt sie Ausschau nach Menschen in Uniform und erspähte einen mit Walkie-Talkie am Gürtel, er wirkte nicht allzu beschäftigt.

»Entschuldigung!«

Er schien sie nicht zu hören. Sie drückte die Schultern zurück und versuchte etwas von der Aggressivität aufzubringen, die es zum Reisen in Nigeria gefühlt immer brauchte. Schon kurz nach der Landung, als das Flugzeug noch zum Terminal rollte, war das Klicken der Gurte losgegangen, trotz der eindringlichen Mahnungen der Flugbegleiterin, bitte noch angeschnallt sitzen zu bleiben. Ihre Appelle verhallten im Nichts, die Männer, es waren immer die Männer, sprangen unbeeindruckt von ihren Plätzen auf. Enitan und Remi tauschten einen entnervten Blick, als vor ihnen ein Typ wie von der Tarantel gestochen von seinem Sitz hochschoss und seine abgewetzte Tasche aus dem Gepäckfach zerrte. Das ewige Gerangel, der kurzsichtige Egoismus, die Ellbogenmentalität bestimmten jede Interaktion mit Fremden in Lagos. Darum hatte Enitan es als Kind gehasst, die Stadt zu besuchen. Sie fühlte sich ihr nicht gewachsen, unvorbereitet auf das, was sie einem abverlangte. Abeokuta war eine Oase der Ruhe dagegen.

Wann immer bei ihren Dinnerpartys zu Hause das Thema Städte aufkam und Charles' Gäste – gescheiterte oder

prekär lebende Künstler wie er selbst, die schon in Prag, Berlin und Hastenichgesehen gewohnt hatten – wieder mit ihren ach so weltmännischen Vergleichen anfangen, kam von Charles der Satz, Lagos sei das New York Afrikas. Klar, er wollte ihnen nur einen Bezugspunkt bieten, trotzdem ging es Enitan gegen den Strich, weil es klang, als wäre Afrika ein einziges großes Land – was ärgerlicherweise viele Amerikaner zu glauben schienen, wenn nicht im Wortsinn, dann doch dem Wesen nach. Wenn überhaupt, dann verkörperte Lagos das, was das raue New York gern gewesen wäre. Die Menschen hier trieb der Mut der Verzweiflung, wie ihn die New Yorker kaum kannten. Wo Scheitern buchstäblich Verhungern bedeutete, durfte man keine Skrupel haben. Auf lange Sicht aber spielte all das sowieso keine Rolle, denn wie Remi nicht müde wurde, ihre Mutter zu erinnern, würden beide Städte früher oder später im Ozean versinken.

»Unsere Koffer sind nicht angekommen«, erklärte Enitan dem Uniformierten mit erhobenem Kopf. Der Mann musterte sie beide und ließ seinen Blick auf Remi ruhen, der das sichtlich unangenehm war. Die dreisten Blicke würden sich auf dieser Reise nicht vermeiden lassen. Durch ihren Vater war Remi *Halbkaste*, wie man hier sagte (und in den USA auf keinen Fall sagen sollte, da hatte Enitan ihre Lektion gelernt), groß gewachsen, mit einer roten Lockenpracht und Sommersprossen. Niemand kam auf die Idee, dass die kleine, schmale Frau neben Remi mit dem kurz geschorenen Haar und einem Hautton, der an das warme Braun einer Kokosnussschale erinnerte, ihre Mutter war. Enitan hatte sich schweren Herzens damit abgefunden.

Der Mann lächelte und entblößte eine große Lücke zwi-

schen seinen Schneidezähnen. Er beugte sich verschwörerisch vor.

»Sie kommen aus Amerika?« Er grinste Remi an, die rot wurde und ihrer Mutter einen Blick zuwarf, bevor sie zaghaft »Ja?« antwortete. Es klang mehr wie eine Frage, die Nervosität war ihr anzuhören. Auf dem Zwischenstopp in London hatte Enitan Remi eingeschärft, im Kontakt mit Fremden nur die nötigsten Informationen rauszurücken. »Wegen der Entführungen. Niemand darf den Eindruck bekommen, du hättest viel Geld.«

Remi hatte die Augen verdreht. »Ach, Mom, jetzt sei nicht albern. Du hast doch gesagt, die Entführungen passieren auf den Landstraßen. Und wir sind die ganze Zeit in Lagos. Außerdem sieht jeder, dass ich Ausländerin bin, wem wollen wir was vormachen?«

Enitan sagte nichts, gab ihr aber insgeheim recht. Mit den Horrorgeschichten hatte sie ihrer Tochter nur Vorsicht einimpfen wollen; Remi war von Natur aus vertrauensselig, jede Straßenschläue ging ihr ab. Als Kind hatte sie in der U-Bahn ohne Scheu Fremde in ein Gespräch verwickelt, und schon im Buggyalter hatte sie auf den Mittagsspaziergängen die Passanten im Park begrüßt, von denen viele Enitan, übernächtigt und depressiv, für das Kindermädchen hielten.

Enitan wusste, dass ihre Sorgen übertrieben waren, doch der Besuch in Nigeria schürte Ängste in ihr. Schon der Gedanke an die Heimreise hatte sie bis in die letzte Zelle hinein mit Beklemmung und Panik erfüllt. Es war der pure Stress. Nach dem Tod ihrer Mutter hatte es keinen Grund gegeben zurückzukehren. Bis jetzt.

»Keine Sorge, schönes Mädchen, wir finden Ihr Gepäck«, sagte der Mann an Remi gewandt, und hätte Enitan nicht da-

nebengestanden, hätte er sich dabei wahrscheinlich noch die Lippen geleckt. Enitan räusperte sich und bedachte den Offiziellen mit ihrem finstersten Blick. Sein Lächeln verblasste. »Bitte folgen Sie mir«, forderte er sie auf. »Da drüben ist der Computer. Wollen wir doch mal sehen, wo Ihre Koffer abgeblieben sind.« Er führte sie weg von den Gepäckbändern und hin zu einem Schalter, wo er ihre Pässe und Bordkarten kontrollierte. Mit ungläubigem Blick hielt er Remis Pass in die Luft.

»Das sollen Sie sein? Das kleine Pikin hier?« Wieder grinste er Remi an und zwinkerte ihr zu. Dieser Typ – Enitan hatte die Nase gestrichen voll.

»Also, wo ist unser Gepäck?«

Jetzt beugte er Enitan argwöhnisch.

»Kein Problem, kein Problem«, sagte er beschwichtigend und hackte mit zwei Fingern in die Tasten. Enitan musste daran denken, wie sie sich in ihrer Anfangszeit in New York – noch ohne Arbeitserlaubnis und unendlich gelangweilt – auf Charles' alter Schreibmaschine das Zehnfingertippen beigebracht hatte. Um Papier zu sparen, benutzte sie dasselbe Blatt wieder und wieder, sodass es am Ende ihrer Übungen restlos vollgeschrieben war mit der sich hundertfach überlagernden Zeile *Vogel Quax zwickt Johnys Pferd Bim*.

»Offenbar haben Ihre Koffer es nicht in den Flieger geschafft«, sagte der Mann. Er druckte einen Zettel aus und reichte ihn Enitan. »Sie kommen morgen mit diesem Flug an. Dann können Sie sie abholen.«

Wieder lächelte er Remi zu. »Willkommen in Nigeria!«



Sie kehrten zurück in die Ankunftshalle und sahen sich diesmal die Schilder der Taxifahrer genauer an. Sunday müsste längst hier sein. Enitan erspähte ihn ganz am Rand.

»Sunday«, begrüßte sie ihn. »*How far?* Wie geht's?« Sie waren sich einmal begegnet. Vor fünf Jahren hatte er sie auch am Flughafen abgeholt und sie sogar am nächsten Morgen nach Abeokuta gefahren – Funmi hatte ihr netterweise Fahrer samt Wagen zur Verfügung gestellt.

»Das ist meine Tochter Remi«, sagte Enitan.

Remi lächelte und streckte die Hand aus. »Freut mich, Uncle Sunday.«

Sunday schaute verdutzt drein. Zögerlich nahm er Remis Hand und sah Enitan dabei an, als würde er um Erlaubnis bitten.

Von klein auf hatte Enitan ihrer Tochter eingebläut, dass es sich nicht gehörte, Erwachsene mit dem Vornamen anzusprechen. Die Anreden Mister und Miss empfand Enitan zwar als höflich, aber auch zu förmlich und distanziert – außer für fremde Weiße, da war es in Ordnung. Charles war dagegen gewesen, dass Remi die Freunde ihrer Eltern oder andere Nicht-Verwandte als Onkeln und Tanten ansprach; er hielt es für eine seltsame Sitte. Aber Enitan konnte sich durchsetzen, und als kleines Kind benutzte Remi die Anredeformen unbekümmert. Doch das änderte sich mit elf Jahren, nachdem sie ein paarmal fragende Blicke von ihren Schulfreundinnen geerntet hatte, die nicht verstanden, warum die indisch aussehende Frau mit dem Trinidad-Akzent, von der Remi manchmal abgeholt wurde, Auntie Maya sein sollte. Also war es Remi fortan peinlich, und sie legte die Angewohnheit ab – bis jetzt.

Enitan lächelte Sunday an. Er nahm ihr das Handgepäck

ab und schaute sich suchend hinter ihnen um, als erwartete er, dass plötzlich weitere Koffer aus dem Nichts auftauchen würden.

»Madam, das ist doch nicht alles? Wo ist der Rest?«

»Noch unterwegs«, sagte Enitan. »Keine Sorge, wir holen das Gepäck morgen. Auf geht's.«

Sie folgten Sunday aus der Ankunftshalle hinaus in die schwüle Abendluft. Im sanften Schein der Straßenleuchten tummelten sich Scharen von Insekten. Enitan rieb sich mit den Handknöcheln langsam das Kreuz. Um die zehn Tage freizubekommen und Geld für die Scheidung zurücklegen zu können, hatte sie im Pflegeheim Extraschichten übernehmen müssen. Der dumpfe Rückenschmerz erinnerte sie daran, dass ihr Körper nicht mehr für solche Strapazen taugte. Das Rumstehen und Warten vor dem Gepäckband war anstrengend gewesen, aber immer noch angenehmer als Sitzen. Und nach dem Stau vor dem Flughafen zu urteilen, würden sie sehr lange sitzen.

Ein eifriger junger Mann sauste mit einem Gepäckrolley voller waghalsig gestapelter Koffer an ihnen vorbei. Eine modisch gekleidete junge Frau mit Dolce-&-Gabbana-Sonnenbrille und Handy am Ohr stakste langsam hinter ihm her.

Sie erreichten den Parkplatz, wo Sunday ihre Taschen in den Kofferraum des SUV lud. Enitan und Remi nahmen auf der Rückbank Platz. Sunday reihte den Wagen in die Schlange ein, die wie in Zeitlupe Richtung Ausfahrt rollte.

Sunday schaltete Klimaanlage und CD-Player an. »God will make a way when there seems to be no way« tönte es aus den Lautsprechern. Enitan erkannte den süßholzraspelnden Bariton: Don Moen, ein christlicher Liedermacher aus den USA. Er war der Liebessänger ihrer Mutter gewesen, umso

mehr, nachdem sie sich ganz der »Celestial Church« verschrieben und der weltlichen Musik abgeschworen hatte. Seine Kasette hatte sie rauf und runter gehört.

Remi lächelte. »Das ist Oma-Musik.« Enitan lächelte zurück und drückte ihrer Tochter die Hand.

Zweimal hatte Enitans Mutter Sharon sie in New York besucht und bei Remi im Zimmer übernachtet. Weil sie nicht mehr gut sehen konnte, hatte Charles ihr einen tragbaren CD- und Kassettenspieler besorgt. Enitan hatte auf dem Fulton Market nach Agatha Moses und Midnight Crew gestöbert; die machten zwar christliche Musik, sangen aber wenigstens richtige Lieder, zu denen man tanzen konnte, mit Trommelklängen und mit Texten auf Yoruba und Igbo. Aber ihrer Mutter waren die unrhythmischen Amerikaner lieber, und sie sang sogar im Schlafzimmer zu den Kassetten mit, oft bis spät in den Abend hinein. Charles hatte sich darüber amüsiert, wie er sich über jeden Ausdruck von Religiosität amüsierte – bis die Nachbarn von oben sich beschwerten. Doch Enitan brachte es nicht übers Herz, ihre Mutter auf den Lärm anzusprechen. Ihr Besuch in New York war das Ergebnis einer mühsamen Annäherung; sie wollte den zarten Frieden nicht zerstören. Und Remi hing sehr an ihrer Oma. Sharon war in ihren späteren Jahren härter und bitterer geworden, aber in Remis Gegenwart taute sie immer auf. Sie brachte ihr bei, wie man Fleischpasteten zubereitete und Kochbananen in längliche Ovale schnitt. Die beiden machten Spaziergänge zusammen; Remi wurde richtig gesprächig und löcherte die Oma mit Fragen, die Sharon nur zu gerne beantwortete.

Vielleicht waren diese Erinnerungen Enitan die liebsten. Lange hatte es nicht danach ausgesehen, dass Sharon ihr je

verzeihen würde. Nachdem sie mit Charles durchgebrannt war, hatte sie ihren ganzen Mut zusammennehmen müssen, um ihre Mutter anzurufen. Und dann war das Erste, was Sharon ihr ins Telefon brüllte: »Ist er überhaupt Christ?« War er nicht. Muslim auch nicht. Er war gar nichts. Damals fand Enitan das aufregend.

Als das Keyboard-Geklimper in den nächsten Song überging, hatte Enitan genug von der Musik und fragte Sunday: »Können wir das Radio anmachen?« Er nickte und drehte an einem Rädchen, bis ein Popsong ertönte.

Der Sänger sang auf Yoruba, und Remi stimmte summend mit ein. Enitan sah sie verdutzt an. »Kennst du das etwa?«

Remi schnitt eine gespielt genervte Grimasse. »Bitte, Mom, das ist voll der Hit. Die ganze Welt hört Afrobeats.«

»Afrobeats? Das ist doch kein Afrobeats. Das ist Fela mit King Sunny Adé.«

»Doch, das zählt auch als Afrobeats, Mom, außerdem ...« Sie ließ den Satz ins Leere laufen, denn endlich kam Bewegung in den Verkehr und der Wagen beschleunigte in Richtung Brücke. Enitan sah aus dem Fenster. Vor ihnen erstreckte sich die Stadt, ein Wirrwarr aus Straßenüberführungen und bunt zusammengewürfelten Objekten; überall rangelten gelbe Keke Napeps und furchtlose Okada-Fahrer miteinander um Straßenraum, schlurften müde Büroangestellte zu ihren Parkhäusern, schlängelten sich Imbiss- und Zeitungsverkäufer durch den dichten Verkehr; auf Leuchtreklamen warben fröhliche braune Familien für Milo-Kakao und Handyanbieter. Enitan sah zu Remi hinüber, die mit dem Gesicht am Fenster klebte. Es war Remis erster Besuch in Nigeria, und Enitan war überrascht, wie dringend sie auf einmal wollte, dass ihre Tochter sich in das Land verliebte. Als hätte sie

Nigeria damals nicht freiwillig – und aus vielen guten Gründen – verlassen.

»Ist das Makoko?«, fragte Remi. Enitan beugte sich vor und blickte durch Remis Fenster auf das unverwechselbare Labyrinth aus Holzhütten in der stinkenden Lagune – ein paar Kanus mit Petroleumlampen die einzigen Lichtquellen auf dem reglosen Wasser. Ein baulicher Coup, Zeugnis von menschlichem Erfindungsgeist und menschlicher Grausamkeit zugleich.

»Ja.«

Beide starteten stumm aus dem Fenster, während ein weiterer fröhlicher Pop-Hit aus dem Radio schallte: »I'm looking for my Johnny.« Nach zwei Stunden Fahrt hielt der Wagen schließlich vor einem Tor. Ein Wachmann in Uniform, die Kalaschnikow locker im Arm, winkte sie durch, und geschmeidig glitt der SUV über den kopfsteingepflasterten Weg. Kurz fiel der Autoscheinwerfer auf einen keuchenden Jogger, der auf dem Gelände seine Runden drehte; er trug glänzende Shorts und ein enges T-Shirt, das an seinem runden Bauch spannte. Hinter ihm führte eine Frau in Jeans und einer langen, wallenden Buba einen winzigen Hund spazieren.

Sunday fuhr die Straße entlang, vorbei an imposanten Häusern hinter stacheldrahtbekränzten Betonmauern. Er hielt vor einem gelben Tor, das sich auf sein Hupen hin langsam nach vorne öffnete und hinter ihnen wieder schloss. Der Wagen rollte auf den Vorplatz, wo schon zwei andere SUVs standen. Die Scheinwerfer erhellten die Fassade des Hauses, ein einschüchternder Klotz aus cremefarbenem Backstein mit einem korallenroten Dach. Lila Bougainvillea rankte sich an der Fassade empor, und der Innenhof war ringsum von Bananenbäumen gesäumt.

»Wow!«, sagte Remi beim Aussteigen. »So schön.«
Auch Enitan stieg aus und streckte sich erst mal. Dann
ging die Haustür auf.

»Enitan, bist du das?«

2

ZAINAB

Von Kaduna nach Lagos den Bus zu nehmen, war keine gute Idee gewesen. Hamza hatte Zainab noch davon abbringen wollen, aber seit dem Flugzeugabsturz, bei dem all diese Schulkinder auf dem Weg in die Osterferien ums Leben gekommen waren, beschlich sie beim Gedanken ans Fliegen ein mulmiges Gefühl. Außerdem war es viel zu teuer. Seit Ahmed in Frührente war, mussten sie mit seiner mickrigen Pension von der technischen Hochschule auskommen, die wegen der ständigen Streiks in letzter Zeit oft verspätet oder gar nicht ausgezahlt wurde. Ihr mittlerer Sohn Hamza war vor Kurzem mit seiner Familie eingezogen – offiziell, damit Zainab ihnen als Großmutter unter die Arme greifen konnte. Die letzte Schwangerschaft hatte seiner Frau schwer zu schaffen gemacht, und die Betreuung von drei unter Fünfjährigen war eine Herausforderung. Aber insgeheim wussten alle, sogar Ahmed, auch wenn er es nicht mehr ausdrücken konnte, dass es vor allem um seine Pflege ging, für die es mehr Erwachsene brauchte. Allein konnte Zainab sie nicht mehr stemmen.

Dass jetzt ausgerechnet Zainab, die Einzige aus dem Trio ohne Pflegeausbildung, ihren Mann zu Hause versorgen musste, war wohl die Ironie des Schicksals. Sie tat es gern, denn sie liebte Ahmed und konnte ihn nicht leiden sehen.

Aber es war hart und verlangte ihr viel Kraft ab. Nach dem Schlaganfall war er linksseitig komplett gelähmt und brauchte bei allem Hilfe. Hilfe beim Aufstehen, Hilfe beim Frühstück. Kauen konnte er auch nicht mehr – also machte sie ihm Moi-Moi-Pasteten aus pürierten Bohnen, Paprika und Ei, füllte die Masse in kleine Alupäckchen und garte das Ganze über Wasserdampf. Die fertigen Moi Moi fror sie einzeln ein und taute sie bei Bedarf auf.

Sprechen konnte Ahmed kaum noch; seit dem Schlaganfall stand sein Mund immer halb offen und seine Worte waren meist unverständlich. Mit dem Schwamm gebadet zu werden, fand er besonders erniedrigend. Dabei wurde er oft richtig wütend. Schimpfen konnte er nicht, aber schlottern konnte er, heftig und am ganzen Körper und offenbar absichtlich, als wollte er Zainab mit aller Gewalt abwehren. Er musste sich hilflos fühlen wie ein Kind. Und dann die Scham über seinen einst so starken Körper, der jetzt verkümmert war, ausgezehrt, weil er kaum noch Essen zu sich nehmen konnte; seinen Penis, der schlaff zwischen seinen Beinen hing. Er war erst fünfundfünfzig.

Zainab hatte die Einladung per Post erhalten. Funmi hatte sie auch in die gemeinsame WhatsApp-Gruppe geschickt, die ihre Kinder für sie eingerichtet hatten. Funmi war mit Abstand die eifrigste Nutzerin der Gruppe; sie schickte pausenlos und kontextfrei Videoclips und gephotshoppte Bilder von US-Promis in nigerianischer Tracht und verstopfte damit Zainabs Handyspeicher, sodass diese, wenn sie zum Beispiel ihre jüngste Enkelin filmen wollte, wie sie in Omas High Heels herumstolperte, keinen Speicherplatz mehr hatte. (Wobei sie über das Foto von den Obamas in Aso-Oke damals schon lachen musste.) Und dann die Bibelzitate. Stän-

dig Bibelzitate. Zainab bat Funmi zwar in regelmäßigen Abständen, damit aufzuhören, und Funmi antwortete jedes Mal mit »Sorry!!!!« mit mehrfachen Ausrufezeichen, nur vergaß sie es kurz darauf wieder und postete von Neuem fromme Losungen über das Tragen der Rüstung Gottes, das Leben als tugendhafte Ehefrau und Gottes Plan für die Gerechten. Die Texte waren ausnahmslos in grellen, bunten Buchstaben in hässlichen Fonts verfasst. Dabei war Funmi noch nicht mal besonders religiös. Sie leitete bloß Nachrichten weiter, die sie selbst bekommen hatte, aus purer Luxuslangeweile. Bei Zainabs letztem Besuch in Lagos hatte Funmi ihr zusammenhanglos das Gedicht »Spuren im Sand« geschickt, obwohl sie sich gerade gegenüberstanden. Funmi hatte ganz normal weitergeredet und nicht mal geblinzelt, als plötzlich das WhatsApp-Banner auf Zainabs Bildschirm aufleuchtete.

Gelegentlich erbarmte sich Enitan und antwortete mit einem einsamen »lol« auf Funmis bearbeitete Promifotos. Im Gruppenchat hatten Zainab und Funmi auch erfahren, dass Enitan zum ersten Mal, seitdem sie sich – in Zainabs Worten – »abgesetzt« hatte, nach Nigeria zurückkommen würde.

Die Nachricht war kurz und knapp.

Ich komme nach Hause. Meine Mutter ist gestorben.

Zainab wollte an der Beerdigung in Abeokuta teilnehmen und hatte den Flug schon gebucht, als Ahmed seinen zweiten Schlaganfall erlitt und sie die Reise absagen musste.

Sie hatte Enitan seit über zwanzig Jahren nicht mehr in echt gesehen.

Bestimmt hätte Zainab die Hochzeitseinladung im Chat einfach ignoriert, wie fast alles, was von Funmi kam, wenn nicht Enitan ein paar Minuten später geschrieben hätte:

Wow! Wie die Zeit vergeht. Die kleine Destiny! Gottlob!

Jetzt sah sich Zainab Funmis Nachricht doch an. Es war ein Foto von einer Einladung:

Der hochwürdige Professor Olusegun David Balogun und seine Frau Elizabeth »Bisi« Balogun, Architektin, sowie seine Exzellenz General Olayinka Joseph Akingbola und seine Frau Olufunmilayo Faith Akingbola erbitten sich die Ehre Ihrer Anwesenheit bei der Trauung ihres Sohnes Dr. Ayodele Esupofa Balogun mit ihrer Tochter Dr. Destiny Ifeoluwa Akingbola am Samstag, den zwölften Dezember im Jahre zweitausendundfünfzehn unseres Herrn. Details in Kürze.

Es war also offiziell. Destiny hatte Zainab erst ein paar Wochen zuvor von Deles Antrag erzählt. Zainab und sie hatten regelmäßigen Kontakt und telefonierten mindestens einmal im Monat, schließlich war sie Destinys Patentante und hatte keine eigene Tochter – nur ihre vier Söhne, von denen zwei nicht mehr in Kaduna wohnten. Zainab sah sich auch als Vermittlerin zwischen Destiny und ihrer Mutter, die schon immer ein angespanntes Verhältnis hatten – hauptsächlich weil Funmi so laut und impulsiv war und oft nicht die Geduld hatte, mit Destinys zurückhaltender, sensibler Art umzugehen.

Knapp acht Monate vor dieser Einladung hatte Zainab ihre Patentochter am Telefon diskret, aber so unmissverständlich wie möglich gefragt: »Und, hast du schon ... *Freunde* gefunden?«

»Ach, Aunty«, hatte Destiny abgewunken.

»Ich bin nur neugierig. Du musst auch nichts sagen.«

»Okay, also«, sagte Destiny, »da ist einer aus meinem Studiengang. Auch Nigerianer. Ich glaube, meine Eltern würden ihn mögen.«

»Magst du ihn denn?«

»Ja.«

»Was magst du an ihm?«

»Er ist sehr selbstbewusst.«

»Soso. Ist er das?«

»Ja. Man sagt doch, Gegensätze ziehen sich an, oder?«

Zainab lachte. »Da wäre ich mir nicht so sicher. Und warum bist du nicht selbstbewusst, Destiny? Du bist die begabteste Fotografin, die ich kenne.«

»Ach, Aunty, hör auf.«

»Fotografierst du noch?«

Destiny seufzte. »Seitdem die Praktika losgegangen sind, habe ich keine Zeit mehr. Und ich muss mich noch an das Licht hier gewöhnen. Es ist andauernd bewölkt.«

So ein Jammer, hatte Zainab gedacht. Sie selbst hatte Destiny immer ermutigt, das Fotografieren auch neben dem Medizinstudium weiter zu betreiben. Vor sieben Jahren, als Destiny zwischen Internat und Studium ein Reisejahr einlegte und ein paar Monate bei Zainab und Ahmed wohnte, hatte sie begonnen, sich ernsthaft der Fotografie zu widmen. Ein kreatives Ventil war eine gute Sache, und ihre gemeinsame Liebe zur Kunst hatte sie und Destiny weiter zusammengeschweißt. Ihrer Patentochter konnte Zainab auch anvertrauen, dass sie nach vielen Jahren endlich das Schreiben wieder aufgenommen hatte.

Beim nächsten Telefonat erfuhr Zainab seinen Namen: Dele, einer von vier Nigerianern, die an derselben Londoner Universität Medizin studierten. Er war Yoruba – Funmi und Yinka würden Luftsprünge machen.

Und dann kam plötzlich die Hochzeitseinladung. Alles ging so schnell, dabei war Destiny erst vierundzwanzig. Ihrer

Tante erklärte sie es so: »Dele meint, als Verheiratete haben wir bessere Chancen auf eine Stelle in derselben Klinik.«

Wenige Wochen vor Zainabs geplanter Reise zur Hochzeit kam Ahmed mit einer Lungenentzündung ins Krankenhaus. Zwei Tage nach seiner Entlassung saß Zainab am Esstisch und las die Hochzeitseinladung noch einmal. Der Umschlag war aus Samt und duftete leicht nach Staub und Pfeffer, nachdem er monatelang auf der Anrichte gestanden und die Gerüche der Wohnung aufgesogen hatte. Zainab fuhr mit der Fingerspitze über die geprägten Kursivbuchstaben. Dann blickte sie auf ihr Handy, das eine Voicemail von Destiny anzeigte. Sie war vor ein paar Tagen eingegangen, als Zainab und Hamza noch abwechselnd Wache am Krankentbett hielten. Zainab hörte die Nachricht ab. Sie war kaum zu verstehen, im Hintergrund nur unbestimmte, dröhnende Musik und wummernde Bässe, dann Destinys Stimme: »Aunty.« Danach brach die Verbindung ab. So ein spontaner Anruf sah Destiny überhaupt nicht ähnlich. Zainab fragte sich, ob etwas nicht stimmte.

In letzter Zeit hatte Funmi sich am Telefon bei Zainab öfter über Destinys mangelndes Interesse an den Hochzeitsvorbereitungen beklagt; allerdings war Funmi selbst nun einmal so besessen von dem Thema, dass sie damit alle anderen in den Wahnsinn treiben konnte.

Bei Zainab und Ahmed damals hatten Trauung und Empfang zusammen bloß zwei Stunden gedauert. Aber eine Hochzeit in Lagos, organisiert von Funmi und Yinka? Das würde ein extravagantes, endloses und bis ins letzte Detail durchgeplantes Riesenevent werden; Zainab sah schon alles vor sich – Nebelmaschine und Stimmungsbeleuchtung, Auftritte von Rapstars, flatternde Dollarscheine und vielleicht

zur Krönung ein Feuerwerk. Sie war noch nie auf einer solchen Hochzeit gewesen und kannte sie nur von den Promi-seiten der Magazine. Fest stand, diese Hochzeit würde ein Ereignis werden; bestimmt würden auch die Zeitungen und Lifestyle-Websites wie Bellanaija drüber berichten. Funmi würde keine Kosten scheuen, und Yinka würde ihr nicht dreinreden.

Zainab machte sich zwar Sorgen um Destiny, aber wenn sie ganz ehrlich zu sich war, freute sie sich auch, mal ein Wochenende aus Kaduna rauszukommen. Auf Funmis riesigem Anwesen in Lekki könnte sie sich einbilden, sie wäre selbst sagenhaft reich, wenigstens für ein paar Tage. Diener richteten die Gästezimmer her wie Hotelsuites, einschließlich monogrammbestickter Handtücher, einzeln abgepackter Seifenstückchen und sogar Slipper neben dem Bett, damit man bloß nicht barfuß über die dank der Klimaanlage arktisch kalten Kacheln laufen musste.